

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 90 (1964)
Heft: 37

Illustration: "Scheint eine reiche Gegend zu sein!"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

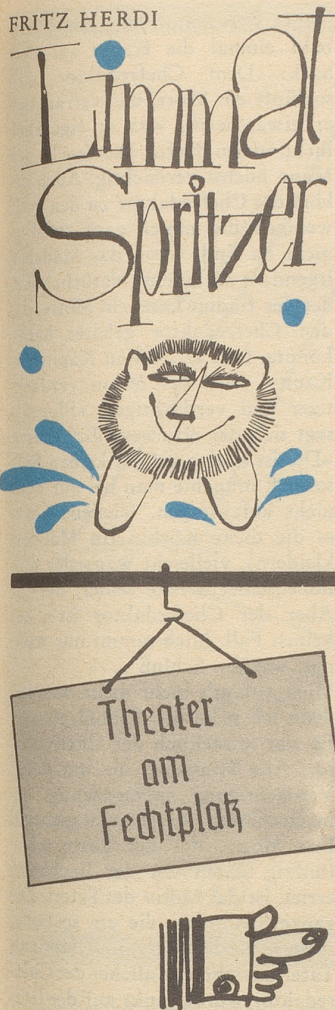
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Einst», sinnierte vor einiger Zeit der Schriftsteller Otto Zinniker, «schaute ich betört den schönen Frauen nach, und heute sind es die Vagabunden und Landstreicher, denen ich bewundernde Blicke schenke.»

Ich bin, offen gestehe ich es, noch nicht ganz so weit. Immerhin drehe ich mich auf Zürichs Straßen nicht bloß unauffällig nach hübschen Frauen um, sondern auch ganz ungeniert nach sogenannten Clochards, die bei uns eigentlich Plattenschieber heißen und ehemals in Zürcher Jargon Panduren, Flottante, Fechtbrüder und Vaganten genannt wurden.

Es gibt sie noch immer in Zürich, diese Obdachlosen. Rund 500 sollen es sein. Gelegentlich entdeckt man sie – nie in Gruppen, immer einzeln – im üppigen City-Verkehr, mitunter sogar auf dem Zürichberg, wo sie der Form halber fragen, ob ein Teppich zu klopfen oder sonst eine kleine Arbeit zu verrichten sei. Nein, lieber nichts Größeres, da winken die meisten Plattenschieber ab.

Schön, zwischendurch mithelfen, eine Wagenladung im Güterbahnhof zu löschen, an einem Kabelzug mit Ho-ruck! mitzumachen oder sonst eine nicht zu ausgedehnte Gelegenheitsbüez hinter sich zu bringen: dafür sind die Burschen im allgemeinen noch zu haben.

Aber sie werden verhältnismäßig rasch der Arbeit überdrüssig, und sind erst einmal 30, 40 Fränkli Verdientes beisammen, dann wird häufig das Werkzeug wieder mit dem Mostglas vertauscht, bis der letzte Rappen ausgegeben ist, der letzte Pumpversuch fehlgeschlagen hat, ja nicht selten die kleinen Fechtmanöver, wie die Betteltricks heißen, abverheien.

Wie immer: bitte nicht alle in den gleichen Topf werfen! Tut man ja auch nicht. Und es gibt Leute, die sich mit rührendem Einsatz der Zürcher Clochards, die irgendwann auf der Lebensreise mit ihrem Züglein entgleist sind, selbstlos annehmen und versuchen, zu retten und zu lindern, was zu retten und zu lindern ist. Es ist oft wenig genug. Ich habe zeitweise ausgiebig in den von Obdachlosen frequentierten Restaurants verkehrt, lange bevor die Limmat-Clochards in Filmen wie «Bäckerei Zürri» mitwirkten, in Zürcher Musicals besungen und gleichzeitig verromantisiert wurden. Ich habe wohl zwei Dutzend Lebensläufe beiläufig erzählt bekommen, und ich weiß noch heute nicht, wo die Dichtung aufhörte und wo die Wahrheit begann. Es ist auch nicht so wichtig.

Da war der struppige Schalk, der sich im Lokal an «Bürgerliche» heranmachte und nicht etwa direkt um Zigaretten bettelte, sondern listig fragte, ob man vielleicht einen Spiegel bei sich habe: er möchte nämlich in den Spiegel gucken, um zu sehen, ob er etwas zu rauchen im Maul habe.

Da war der leicht Aufgedunsene, Bebrillte, der einem für einen Most aus den Handlinien las, der Sonderling und einstige Legionär, der unter einem schäbigen Mäntelchen etliche Orden am Kittel trug, der Bursche, der zwar ein eigenes Zimmer besaß, dieses aber weiter vermietete und selber im Freien schlief. Namentlich zwei Zürcher Clochard-Figuren haften in meiner Erinnerung: Rasputin und Otto.

Rasputin

64 ist er geworden. Groß und hager, mit einem schmalen, dunklen Gesicht, grauschwarzem Haar, das hauptsächlich vor Weihnachten geschnitten wurde, die langen Beine in ausgefransten Hochwasserhosen, die Füße in ausgetretenen Sandalen, der Thorax aber in einem schwarzen Frack, den eine 8 Zentimeter große Schließklammer in der Taille zusammenhielt: so habe ich den Sonderling immer wieder getroffen, etwa dann, wenn er gegen Abend mit seinem Handwagen daherkam, auf welchem sich Abfälle aller Art breit machten.

Er sammelte nämlich Brocken in kleinem Stil, machte sich des Morgens gelegentlich auch über bereitstehende Ochsnerkübel her – nach Walter Mehring: «Stochert man im weichen Müll, jibbt's die Hülle und die Fülle ...» –, räumte mit

Einverständnis der Mieter ganze Keller. Kam er dann vom Limmatplatz her, so wurde ihm die Tagesbeute beim «Stutz» nach der Bahnunterführung zu schwer. Er ließ den Wagen stehen, trottete in die nahe Clochard-Pinte, engagierte einen Fachkollegen für einen Kafi Sprutz. Der Kollege kam angeschlurft, half ziehen bis zum Ende der Steigung, ließ den Deichsel los und kehrte zum Kaffee zurück.

Unter den Linkshändern des Lebens nahm er eine kleine Sonderstellung ein, zahlte nach einem guten Tag wohl einen Krug Saft, trank aber selber distinguert ein Glas Roten, rauchte einen Stumpen, stand schweigend mit verschränkten Armen in der Kneipe, während die andern schwatzten oder stritten. Gelegentlich schritt er gar feierlich durch die Altstadt, ließ sich samt Frack und Schließklammer in einer Bar nieder, verlangte vom Pianisten Wienerwalzer und verschwand wieder.

Auf dem Heimweg vom Stammlokal wurde er eines Nachts relativ sanft in eine andere Welt abkommandiert, der bärtige, befrackte, skurrile Clochard, der in seinen jungen Jahren übrigens – ausgerechnet Polizist gewesen war.

Otto

Ich weiß nicht, ob er noch lebt. Gesehen habe ich ihn seit Jahren nicht mehr. Gesund war er – wie viele seiner Kollegen – nicht. Asthma plagte ihn. Und auf der Blase hatte er es auch. Die Abende verbrachte er stumm oder schlafend im Restaurant, pilgerte nach Wirtschaftsschluß in eine Parkanlage, schob den spitz zulaufenden Hut ins Gesicht und schlief weiter, bis um fünf Uhr in der Frühe im gegenüberliegenden Restaurant Licht gemacht wurde.

Dann bestellte er Milchkaffee, brockte Brot darein, trottete, wenn nichts Ernsthaftes dazwischenkam, gegen zehn Uhr morgens in die Stammschenke Nummer 1 zurück, um neben einem Most wieder einzupennen. Reden war nicht seine

starke Seite, es machte ihm Mühe. Immerhin erzählte er angelegentlich, er habe einst als wandernder Gärtner gearbeitet, schlafe seit 16 Jahren Sommer und Winter im Freien.

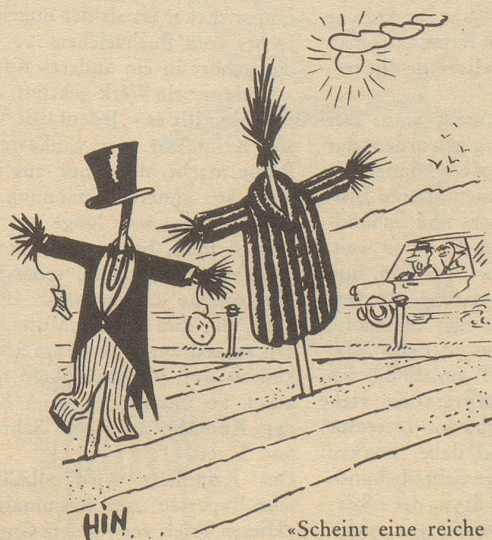
Zuhause war er nirgends. Ausweispapiere trug er stets auf sich, und angemeldet war er in seiner Stammkneipe, wohin auch die Post für ihn kam, die freilich innert Jahresfrist mitunter bloß aus der Aufforderung zur Bezahlung der Kopfsteuer bestand. Rauchen sagte ihm wenig. Griff er in die Manteltasche, dann meistens nur, um einen in ein Taschentuch eingewickelten Rasierapparat herauszuholen und einem noch ärmeren Kollegen auszuleihen, der sich draußen auf der Toilette mit Handseife, kaltem Wasser und ohne Spiegel aufs Wochenende hin schön machte.

Arbeiten? Hm, wenn Otto 80 bis 100 Franken im Monat verdiente, war er zufrieden. Am meisten Geld verschlang die idiotische Esserei, Otto bedauerte stets, daß man ohne Futter nicht leben konnte. Hier eine Wurst, dort eine Suppe ... Glücklicherweise bestellten immer wieder Leute ein Menu und ließen einen Teil der Beilagen, Gemüse und Kartoffeln, stehen, schoben sie Otto hinüber, der sich nicht zierte, während aus der Musikbox eine Stimme schnalzte: «Es war kein reicher Mann, es war kein armer Mann, es war ein Seemann, der ihr Herz gewann.»

Einmal erwähnte ich Ottos problematische Festtage knapp vor Weihnachten in einer Zeitung. Es gab ein wunderschönes Echo: Bargeld traf ein, Leute schickten Anzüge, Krawatten, Socken, Mäntel, Erbauungsliteratur, offerierten ihm ein Zimmer. Ich brachte ihm die ganze Bescherung, und er war sehr glücklich.

Anderntags allerdings meldete er sich auf der Redaktion und stotterte, er sei da in der Zeitung herumgeschleikt worden, und die Kollegen fänden, er müsse Schadenersatz ...

Und kassierte 5 Franken. Seither habe ich ihn nicht mehr gesehen.



«Scheint eine reiche Gegend zu sein!»